

Erlaubnisscheine mehr ausgestellt zu Besuchen bei Therese Neumann. Ein endgültiges Urteil über die Ereignisse will damit nicht gegeben sein. Der literarische Streit in dieser Sache hat mangels der notwendigen Grundlagen wenig Sinn und Wert und würde besser unterbleiben. Noch mehr gilt dies von manchen wundersüchtigen und unverbürgten Berichten, wie sie beispielsweise das „Konnersreuther Jahrbuch“ enthält. Für diese Berichte ist Therese Neumann nicht verantwortlich, da sie vielfach ohne ihr Wissen veröffentlicht wurden.“

BESPRECHUNGEN

Plotins Schriften, übersetzt von Richard Harder, 5 Bände, Leipzig, Felix Meiner 1930—1937 (Der philosophischen Bibliothek Band 211a—215a).

Bd. I: Die Schriften 1—21 der chronologischen Reihenfolge 1930, XI u. 196 S., RM 10.80. — Bd. II: Die Schriften 22—29, 1936, 207 S., RM 9.50. — Bd. III: Die Schriften 30—38, 1936, 197 S., RM 8.—. — Bd. IV: Die Schriften 39—45, 1937, 203 S., RM 8.—. — Bd. V: Die Schriften 46—54; im Anhang: *Porphyrus, Lebensbeschreibung Plotins*, 1937, VII u. 101 S., RM 8.—.

Bisher besaßen wir von Plotins sämtlichen Schriften sieben Übersetzungen, unter denen die von Hermann Friedrich Müller (Die Enneaden des Plotin, 2 Bände, Weidmann 1878-80) die erste und einzige in deutscher Sprache war. Die Übertragung von Otto Kiefer (Plotins Enneaden, 2 Bände, Jena, Diederichs 1904) zählt hier nicht mit, da sie nur eine Auswahl aus dem plotinischen Schrifttum bietet. Somit ist die uns vorliegende neue, im Jahr 1937 abgeschlossene Verdeutschung von Richard Harder die achte in der Reihe der Übersetzungen überhaupt und nach einem Zeitabstand von mehr als fünfzig Jahren die zweite in unserer Muttersprache. Was das für die Förderung der künftigen Plotin-Studien in Deutschland bedeutet, kann ermesen, wer mit den Verständnisschwierigkeiten des plotinischen, beziehungsweise porphyrischen Originaltextes in etwa vertraut ist. Man erinnere sich nur, mit welcher Nachlässigkeit und Willkür Friedrich Hegel den Text behandelt und dadurch die Gedanken Plotins vergrößert und entstellt hat.

Wenn es richtig ist, was Harder sagt, daß heute vielleicht nur 20 oder 30 Menschen leben, die Plotin einigermaßen lesen können, so liegt das nicht nur an den tausend sprachlichen Schwierigkeiten des plotinischen Stiles, sondern hauptsächlich daran, daß wir bis zur Stunde — trotz der monumentalen Edition von F. Creuzer und G. H. Moser (Oxford 1835), auf die alle folgenden von Kirchoff, Müller, Volkman bis auf die jüngste und unvollendete von Bréhier zurückgehen — keine den heutigen Anforderungen der Textkritik entsprechende Plotin-Ausgabe besitzen; ebenso, von einigen schwachen Ansätzen abgesehen, keinen Kommentar, keine Grammatik und kein Lexikon. Wer es bei dieser Lage der Plotin-Forschung wagen will, mit einer neuen Übersetzung in das unbekannte Gebiet des Plotin-Textes einen Vorstoß zu machen, muß daher mit der hss. Textüberlieferung aufs innigste vertraut sein. Das scheint bei R. Harder in der Tat der Fall zu sein. Zwar stehen seine fünf Hefte Anmerkungen, die über seine Textherstellung berichten und das Nötigste zur Erklärung geben sollen, noch aus, so daß vom wissenschaftlichen und insbesondere vom textkritischen Standpunkt aus über seine Übersetzung heute noch nicht geurteilt werden kann. Doch liegen außer seiner Übertragung, deren Anfänge bis in das Jahr 1925 und weiter zurückgehen, kritische Stellungnahmen zur Plotin-Ausgabe von Bréhier und anderen neuen Plotin-Werken vor (im Gnomon 1928), die ihn als einen der ersten Plotin-Spezialisten erkennen lassen. Wie schon damals (gegen Heinemann), so hält er auch heute an der Echtheit aller

54 Schriften der porphyrischen Ausgabe fest; ebenso an der Glaubwürdigkeit der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung, die uns derselbe Porphyrius dankenswerterweise überliefert hat, mit der Einschränkung allerdings, daß die Schriften Nr. 30 bis 33, die von Plotin als einheitliche Gesamtschrift gestaltet waren, von seinem ehemaligen Amanuensis auseinandergerissen wurden. Durch diese geschickte Bucheinteilung habe der Schüler die rund 50 Schriften seines Meisters auf insgesamt 54 gebracht, um sie — eingeständenermaßen unter dem Einfluß von Zahlenmystik — in 6 Neunergruppen einteilen zu können. Diese von Porphyrius künstlich erfundene Enneaden-Ordnung, die in der kritischen Ausgabe aus textgeschichtlichen Gründen nicht aufgegeben werden kann, wird von Harder in seiner Übersetzung verlassen, ebenso die pseudosystematische Teilung in drei Bücher. Dafür wird der chronologischen Reihenfolge, in der Plotin seine Schriften geschrieben hat, der Vorzug gegeben.

So enthält der erste von den fünf Bänden der vorliegenden Übersetzung die Schriften, die beim Eintritt des Porphyrius in Plotins Schule im Jahre 263 n. Chr. bereits verfaßt waren; die Werke aus den Jahren 263 bis 267, während derer Porphyrius bei Plotin war, stehen in den Bänden 2 bis 4; der 5. Band bringt die neun Bücher, die zwischen Porphyrius' Abreise und Plotins Tod, also in der Zeit von 267 bis 270 geschrieben sind, sowie die etwa 30 Jahre später verfaßte Plotin-Biographie, mit der Porphyrius seine Ausgabe eröffnet hat. Wenn sie von Harder ans Ende der gesamten Übersetzung gerückt wird, so war dafür nicht der rein formale Gesichtspunkt der Chronologie maßgebend, als vielmehr die seine ganze Übersetzung bewegende Tendenz, Plotin nicht aus der Weisheit des Schülers, sondern durch des Meisters eigenen Mund verständlich zu machen. Auf diesem Wege einer Rückkehr von der porphyrischen Tradition zum originalen Wort möchte die deutsche Plotin-Ausgabe eine Plotin-Renaissance einleiten helfen; denn was wir bisher kennen, ist nach Harder nicht der originale, sondern der porphyrisch umgedeutete Plotin, der allerdings in dieser Umsetzung das Abendland erobert hat.

Um für die Anmerkungen in den hoffentlich recht bald folgenden fünf Heften eine bequeme Möglichkeit zum Zitieren des Textes zu erhalten, hat Harder jede Schrift in durchgezählte Paragraphen eingeteilt; eine Neuerung, zu der er sich trotz ihrer Mißlichkeit entschlossen hat, weil ihm weder Bréhiers Zeilenzählung noch die Zitierung nach den viel zu langen Seiten der Baseler Ausgabe genügend erscheinen. Doch hat er neben der chronologischen und Paragraphenzählung, die rechts über jeder Seite seiner Übersetzung steht, links die herkömmliche Enneaden- und Kapitelzählung angegeben, außerdem je einen Schlüssel für die chronologische und Enneadenzählung beigefügt, so daß ein Stellenvergleich mit den früheren Plotin-Ausgaben nicht allzu schwer ist. Trotzdem hat der flämische Plotin-Forscher Paul Henry S. J. in seinem ausgezeichneten Bulletin critique des Etudes Plotiennes (*Nouvelle Revue théologique* 59, 1932, 727 ff.) philologisch gut begründete Bedenken erhoben und eine Verbesserung der alten Zitierweise durch Hinzufügung der Kapitelzeilen vorgeschlagen, so daß man gespannt sein darf, ob Hans Oppermann, der künftige Editor Plotins, sein Versprechen erfüllen kann und Harders Paragrapheneinleitung in seine kritische Ausgabe übernehmen wird.

An die Übersetzungsarbeit ist Harder mit größter Umsicht und Sachkenntnis herangegangen. Der Antrieb dazu kam ihm aus Plotins Stil, dessen Geist und Sprache in der Gestaltung des deutschen Wortlautes ab- und nachzubilden, sein zielbewußtes, wenn auch notwendigerweise unzulängliches Bemühen war. Namentlich die Verdeutschung jener Plotin-Worte, die oft im gleichen Kapitel in verschiedenem Sinn gebracht werden, stellte ihn vor große Schwierigkeiten. Aber Harder hat der sprachgeschichtlichen Situation nach Kräften Rechnung getragen und aus dem Geist Plotins heraus eine Übersetzung geschaffen, auf die sich der Benutzer in weitgehendem Maße verlassen kann. Mit der gleichen Sorgfalt hat er auf Plotins Sprache geachtet und durch genaueres Hinsehen auf den Text der Handschriften Übersetzungsfehler vermieden, denen Kiefer und andere Übersetzer in Hunderten von Fällen erlegen sind. Trotzdem gibt er sich über

die Zahl der noch stehengebliebenen Fehler keinen Illusionen hin und erwartet Verbesserungen; denn er weiß, daß ein Unternehmen wie das seine nicht mit einem Anlauf bewältigt werden kann. Das schließt aber nicht aus, daß seine Arbeit über Müller und Kiefer hinaus die beste deutsche Übersetzung ist und in wesentlichen Punkten auch den außerdeutschen gegenüber einen bleibenden Fortschritt bedeutet. Für diese Frucht seines opferreichen Mühens werden Harder alle dankbar sein, die sich mit dem Neuplatonismus an sich oder mit seinem Einfluß auf die Aszetik und Mystik der Kirchenväter zu beschäftigen haben. Durch „Plotins Schriften“ hat die philosophische Bibliothek eine kostbare Bereicherung erfahren, zu deren Herausgabe man dem Verleger Felix Meiner nur herzlichst gratulieren kann.

H. Bleienstein S. J.

Von der Herrlichkeit christlichen Lebens. Herausgegeben von Johannes Maaßen, Freiburg, Herder 1937, 292, RM 3.60.

In einer Zeit, in der eine oberflächliche und leichtfertige Entstellung und Entwertung des Christlichen an der Tagesordnung ist, haben sich einige vom Glauben durchdrungene Männer und Frauen zusammengetan, um in einem Sammelwerk für die Herrlichkeit christlichen Lebens ein gemeinsames Zeugnis abzulegen. Abhandlungen und Gedichte, Erzählungen und charakteristische Bilder aus der Kirchengeschichte beleuchten von verschiedensten Gesichtspunkten aus das christliche Sein und Sollen, seinen Kampf und seinen Sieg, aber auch seine Gefahren und seine Niederlagen. Grundlegend und zielsetzend für das ganze Buch ist der Einleitungsaufsatz des Herausgebers J. Maaßen: „Nimm hin das Zeichen des Kreuzes“, der aus Schrift und Liturgie eine Selbstdarstellung des christlichen Menschen zeichnet, die zu den besten Erschließungen der christlichen Existenz in dieser Welt gerechnet werden muß. Der folgende Aufsatz von Käthe Rheindorfer zeigt, daß „Hand, Gesicht und Gestalt“ für den Christen nicht nur der symbolhafte Ausdruck einer Naturseele sind, sondern Ausdruckszeichen unserer Herrlichkeit, der Herrlichkeit des Christen, der in der Gnade der Erlösung alles natürliche Sein, alles Symbolhafte der Natur überhöht und überformt. Die bewußte christliche Durchformung des Leibes ist daher dem Christen tiefer und ausschließlicher aufgetragen als im bloßen Naturverhältnis. Die „Ernte eines Sommers“ ist die von Johannes Kirschweg fein motivierte Rückkehr des edlen Mönchs Godefried in sein Kloster, das er im Herbst unter Verzicht auf seine Abtswürde verlassen hatte, weil er die Ängsten und Sorgen, die ob des Ansturms seiner Zeit gegen Mönchsgelübde und Papsttum über ihn gekommen waren, nicht als Versuchung von sich abtun konnte, sondern fürchtete, das Ewige selbst möchte bedroht und ins Wanken geraten sein. „In den Ruinen von Port-Royal“ sieht Joseph Bernhart das Gericht über den Jansenismus, dessen Hauptkloster zerstört werden mußte, weil seine Bewohner das Menschenbild zerrütteten, indem sie die menschliche Unherrlichkeit, Nichtigkeit und Gottabwendigkeit als Grund und Ausgang aller Religion betrachteten. Ganz anders die Kirche, die, wie Eucharis Zenzen O. S. B. dartut, vor allem die Herrlichkeit Gottes verkündet — die Herrlichkeit seiner Wahrheit, die Herrlichkeit seines Wortes, die Herrlichkeit seines göttlichen Lebens —, obwohl auch sie um die Zerbrechlichkeit und Enge der irdischen Gefäße weiß, in denen wir den Schatz unserer Gnadenherrlichkeit in uns tragen. In dem Beitrag von Heinrich Heinfeld „Gottesdienst“ ist die Form eines Tagebuchberichts gewählt — vom Passionssonntag bis zum Mittwoch in der Karwoche, — der anschaulich zeigt, wie man unsere jungen Christen aktiv am liturgischen Geschehen und seiner Zurüstung im Gotteshaus beteiligen muß, um ihnen als kostbare Frucht die Gegenwart des Herrn im Opfer der heiligen Messe zum zentralen religiösen Erlebnis zu machen. Dann werden sie vom Altare aus mit jener glaubensstarken Zuversicht ins Leben gehen, der Johannes Kirschweg in seinen „Liedern der Zuversicht“ dichterisch vollendeten Ausdruck verleiht. Warum die Angriffe aus der Geschichte der Kirche, wie sie heute wieder üblich sind, trotz aller unleugbaren Fehler und Sünden ihrer Glieder unseren Glauben an ihre Heiligkeit und Unzerstörbarkeit nicht zu erschüttern vermögen, ist das Anliegen von Georg Smolka,

der in seinem Durchblick durch die Kirchengeschichte den Tatsachenbeweis dafür erbringt, daß jedem Verfall im Leben der Kirche eine Erneuerung aus ihrer eigenen Lebensmitte folgt, so daß die Kirche nie zu Grunde gehen kann und am Ende der Zeit die Wahrheit und Gerechtigkeit siegen werden. Bis dahin aber fällt kein Sperling vom Dach ohne den Willen des himmlischen Vaters. In diesem Wort des Herrn läßt Anton Gabele den Helden seiner Geschichte, den Prinzen Clemens Wenzeslaus, den letzten geistlichen Kurfürsten von Sachsen und Polen, das Licht und die Kraft finden, den Ausbruch der Französischen Revolution und den Untergang seines Jahrhunderts im Sinne Christi zu verstehen und hinzunehmen. „Wenn Gott seinen Zorn schickt in gewaltigen Wettern, sollen wir darum besorgt bleiben, daß in uns und um uns seiner Liebe und seinen Ordnungen gedient werde. Liebe verschwenden, Gutes wirken, solange wir können! Gott fügt, was er will. Auch wir wollen das Unsrige tun.“ Wer es grundsätzlich, d. h. in allen Zeit- und Lebenslagen, mit diesen Worten des Kurfürsten hält, kann frohgemut in das sich anschließende Preislied auf „Die schöne Welt“ einstimmen, das Georg Thurmair und Heinrich Neuß zu unserem Sammelwerk beigesteuert haben. Indes, so sehr die Schöpfung auch gepriesen werden mag, größer ist, wie Ludgera Kerstholt deutlich macht, die Pracht und Herrlichkeit, die von Maria, der jungfräulichen Mutter unseres Herrn, ausgesagt werden darf. Denn in ihr, seinem lautersten Geschöpf, hat sich der dreieinige Gott, die unerschaffene Schönheit selber, in der Sonne der göttlichen Gnade ein Abbild seiner Schöne gesetzt. Und wie seitdem ein Glanz von der Herrlichkeit Mariens über dem Bild jeder Frau liegt, so ist schon am Morgen der Schöpfung ein Strahl der göttlichen Herrlichkeit auf jede Kreatur gefallen. „Pfeil aus der höchsten Sonne zur Sonne ‚Mensch‘ und aus ihr in die Dinge, und die Dinge danken's mit Licht.“ So Ruth Schaumann in ihrem Beitrag „Gloria“, der zu den anregendsten des ganzen Buches gehört und den nachdenklichen Leser erkennen und bekennen läßt: „Gott, Mensch, Dinge: O, welche Herrlichkeit!“ Diese Herrlichkeit des göttlichen Weltplanes hat niemand für unsere Zeit so tiefgründig aufgezeigt als Matthias Joseph Scheeben in seinen Mysterien des Christentums. Als er 1888 starb, war sein Werk nur Fachgelehrten bekannt. Er wartet heute noch auf Schüler, auf Priester und Laien. Daran mit Nachdruck zu erinnern, ist der Hauptzweck des Zeit- und Lebensbildes, das Josef Höfer am Schluß des Sammelbandes Scheeben widmet. Er feiert ihn als den Baumeister, der sein Werk in Gedanken baut, während ein anderer Baumeister, Adolf Kolping, in Köln bereits an der Kirche aus lebendigen Menschen baute, und der Dombau aus Geist und Steinen seiner Vollendung entgegenging. Das steinerne Sinnbild ist seit 1880 fertig, der geistige Dombau kennt keinen Stillstand. Nur wenn wir im Geiste Scheebens weiterforschen, werden wir nach Höfers Überzeugung imstande sein, in der Sprache der Zeit zu erschaffen, was der Welt nottut: das lebendige katholische Weltbild, in dessen Licht die Herrlichkeit christlichen Lebens geheimnisvoll aufleuchtet. Mit diesem Aufruf zur schöpferischen Tat schließt das wertvolle Werk, das wir der gebildeten katholischen Jugend nicht dringend genug empfehlen können. Einen Vorbehalt machen wir nur gegen die unzulängliche Beurteilung der Jesuiten im Kampf gegen den Jansenismus im Beitrag von Joseph Bernhart. Zur Begründung verweisen wir auf die neuesten Untersuchungen des Jansenistenstreites durch einen Nicht-Jesuiten, den Bonner Professor Hermann Platz, der in seinem (bei Laumann in Dülmen 1937 erschienenen) Buch über Pascal zu einem tieferen und abgewogeneren Urteil über die Jesuiten gelangt.

H. Bleienstein S. J.

Wikenhauser, Alfred: *Die Kirche als der mystische Leib Christi nach dem Apostel Paulus*. Münster, Aschendorff 1937, VIII—244, 8°, RM 4,50.

Die vorliegende Schrift löst ein Versprechen ein, das ihr Verfasser in seiner Darstellung der „Christusmystik des hl. Paulus“ gegeben hat. Sie darf den Anspruch erheben, ebenso zeitgemäß wie jene zu sein. Ist doch die Frage nach der Kirche heute so aktuell wie vielleicht nie zuvor. Wer aber über das geheimnisvolle Wesen der Kirche Aufschluß erhalten will, muß in erster Linie die Schriften des Neuen Testaments befragen. Diese

sind die vom Hl. Geist selber verfaßte Urkunde der Kirche Jesu Christi und werden sie für immer bleiben. Ohne eine solide biblische Grundlage entbehren alle theologischen Spekulationen über die Kirche, seien es dogmatische, aszetische oder juristische, des tragfähigen Fundamentes.

Wenn wir von den Worten Jesu in den Evangelien absehen, kann uns innerhalb des Neuen Testaments niemand tieferen und zuverlässigeren Aufschluß über die Kirche geben als der Apostel Paulus, der einst die Kirche Gottes über die Maßen verfolgt und sie auszurotten versucht hat (Gal. 1, 13; 1. Kor. 15, 9; Phil. 3, 6), dann aber ihr eifrigster und erfolgreichster Herold geworden ist. Paulus hat ja nicht nur in der Ausbreitung der Kirche mehr gearbeitet als die anderen Apostel (1. Kor. 15, 10), sondern auch wie keiner ihr geheimnisvolles inneres Wesen erforscht und erfaßt und in seinen Briefen dargestellt. Paulus ist nicht nur der größte Missionar der Kirche, sondern auch der erste und größte Theologe der Kirchenidee geworden.

Der eigentliche Kern der Lehre des hl. Paulus von der Kirche ist die von ihm geschaffene und ausgebildete Anschauung von der Kirche als dem Leibe Christi. Tieferes ist über die Kirche nie gesagt worden und kann auch über sie nicht gesagt werden. Diese Anschauung hängt eng mit seiner Christismystik zusammen. Diese ist ohne jene nicht voll verständlich. Denn die geheimnisvolle Lebensverbindung der Gläubigen mit Christus ist nicht ein rein individuelles Verhältnis des einzelnen zu seinem erhöhten Herrn, sondern in seiner Zugehörigkeit zum Leibe Christi, der Kirche.

Die Idee des mystischen Leibes Christi hat in der heutigen Theologie wieder starke Beachtung gefunden. Man hat ihre fundamentale Bedeutung für das Verständnis des inneren Wesens der Kirche klar erkannt und ist auch eifrig bemüht, sie für die so notwendige tiefere Einführung der Gläubigen in die kostbaren Schätze, die in der Kirche wie edles Gestein in einem Bergwerke verborgen sind, fruchtbar zu machen. Doch sind bisher auf katholischer Seite nur spekulative Werke oder geschichtliche Untersuchungen über die Lehre vom mystischen Leibe Christi bei einzelnen Theologen der Vergangenheit, aber noch keine rein biblisch-theologische Darstellung der Lehre des Apostels Paulus erschienen. Dagegen ist auf protestantischer Seite im Jahre 1919 eine ausführliche Schrift von Tr. Schmidt über die paulinische Idee vom Leibe Christi veröffentlicht worden, die jedoch bisher keine Nachfolger gefunden hat.

Diese Lücke in der katholischen Literatur über die Kirche möchte die vorliegende Schrift ausfüllen. Sie vermeidet bewußt und absichtlich jede spekulative Erweiterung und Fortführung der Aussagen des Apostels, wie die spätere Theologie sie geübt hat. Vielleicht zeigt sie aber, wieweit eine solche legitim ist, d. h. in der paulinischen Linie liegt.

Der Darstellung der Leib-Christi-Idee ist eine Darlegung der Grundlinien des paulinischen Kirchenbegriffs vorausgeschickt. Für das Verständnis der Ausführungen über den mystischen Leib Christi ist diese zwar nicht unentbehrlich, dürfte aber doch sehr nützlich sein. Dieser erste Teil ist jedoch mit Absicht sehr kurz gehalten und bespricht vor allem die Punkte, welche für die paulinische Kirchenidee grundlegend sind. Er behandelt darum weniger die Fragen der Verfassung als die des eigentlichen Wesens der Kirche.

Möge dieses Buch recht vielen Christen zu einem tieferen Verständnis der Kirche, deren geheimnisvolles Wesen der Apostel Paulus so klar geschaut und so wunderbar geschildert hat, behilflich sein und sie in der Liebe und Treue zur Braut Christi, der heute so viel geschmähten und verfolgten, stärken!

A. Wikenhauser.

Leen, Edward C. S. Sp.: *The Holy Ghost and his work in souls*. Lo, Sheed & Ward, 1937, IX—341, 8^o, 7s 6d.

Der Heilige Geist ist der göttliche Künstler, dessen Meisterwerk in der Schöpfung die geheiligte menschliche Seele ist. Will man aber einen Künstler kennen lernen, muß man sich ein Kenntnis seiner Person und seiner Werke verschaffen. Nach diesem Grundsatz

hat der Verfasser den Stoff seines Buches eingeteilt. Der erste Teil handelt in acht Kapiteln von der Person des Heiligen Geistes, die übrigen fünf sind seiner Wirksamkeit in der Menschenseele gewidmet. Sein Wirken in der Kirche wird vom Verfasser nicht berücksichtigt, da diese Seite seiner göttlichen Tätigkeit von Abt Vonier in „The Spirit and His Bride“ erst kürzlich meisterhaft behandelt wurde. Aus der Analyse der Namen, die der dritten göttlichen Person in der Liturgie und Theologie beigelegt werden, gewinnt Leen ihre unterscheidenden persönlichen Merkmale. Der Heilige Geist geht vom Vater und dem Sohne aus auf dem Weg der Liebe. Daher sein Name Caritas. Das Studium der verschiedenen Weisen, in der sich die Liebe Gottes in seinen Geschöpfen betätigt, gibt einen Einblick in den besonderen Charakter der dritten göttlichen Person, insofern er sich vom Charakter des Vaters und Sohnes unterscheidet. Wie sich die Liebe Gottes in der Schöpfung und im Geheimnis der Menschwerdung offenbart, wird gezeigt im Kapitel 1 und 3, während das 2. Kapitel den Heiligen Geist als die persongewordene göttliche Liebe erweist. Das 4. Kapitel betrachtet die Wirksamkeit des Heiligen Geistes in dem großen Werk der Menschwerdung. Er verbindet die Gottheit des Wortes mit unserer Menschheit, um unserer Menschheit an der Gottheit Anteil zu gewähren. Die Quelle des Lebens, das uns durch diese übernatürliche Erhebung zuteil wird, ist der Heilige Geist. Von diesem Leben, das die Seele mit Gott teilt, spricht das 5. Kapitel. Das 6. ist eine Abhandlung über den Heiligen Geist als der ersten und höchsten Gabe Gottes. Er wird den Menschen geschenkt, um Schöpfer und Geschöpf in innigster Freundschaft zu verbinden. Das ist seine Sendung, die im 7. Kapitel eingehend erörtert wird. Die Sendung des Heiligen Geistes ist aber kein vorübergehendes, einmaliges Ereignis, sondern setzt sich in der Seele des Gerechten als Einwohnung fort, wie im 8. Kapitel schön geschildert wird. Das Wohnen, die Existenz des Heiligen Geistes in der Seele ist aber keine untätige Existenz. Der Heilige Geist reinigt und heiligt die Seele durch die heiligmachende Gnade, deren Geheimnissen das 9. Kapitel gewidmet ist. Teilhaftig der göttlichen Natur wird der Christ ein Kind Gottes, geboren aus dem Wasser und dem Heiligen Geist. Die Merkmale und Vorzüge der göttlichen Adoption bilden den Inhalt des 10. Kapitels. Nach welchen Gesetzen das Kind Gottes zum Manne Gottes heranreift, untersucht das 11. Kapitel, in dem die eingegossenen theologischen und moralischen Tugenden dargelegt werden. Die volle Reife des Gnadenlebens ist jener erhabene Seelenzustand, den die Seligpreisungen der Bergpredigt zum erstenmal verkündigt haben. Darum schließt das vorliegende Buch sinnvoll mit den Gaben und Früchten des Heiligen Geistes, ohne die wir der Seligkeiten der Bergpredigt nicht teilhaftig werden. — Das Ziel, das sich der Verfasser gesteckt hat, ist voll erreicht. Er hat die wunderbaren Wahrheiten der Theologie weiteren Kreisen zugänglich gemacht und dem Leser eine wirksame Kenntnis des vom Heiligen Geist geschaffenen übernatürlichen Seelenlebens vermittelt. Er sagt mit Recht, daß die Einsicht in die Tätigkeiten des Heiligen Geistes zu einer erleuchteten und tätigen Andacht zur dritten göttlichen Person verpflichtet, die der Anfang und das Ende unseres ganzen geistlichen Lebens ist.

H. Bleienstein S. J.

Weißberger, Paulus O. S. B.: *Geschichte des Klosters Kirschgarten in Worms*. Worms, Stadtbibliothek 1937, 99, Gr.-8^o, RM 1.—

Das Kloster Kirschgarten vor den Mauern der Stadt Worms hat kaum drei Jahrhunderte bestanden. Seine Geschichte hat bis heute kein besonderes Aufsehen gemacht. Trotzdem sind seine Vergangenheit und seine Geschichtsquellen nicht bloß von heimatgeschichtlichem Interesse; sie sind nicht bloß für die Wirtschafts- und Familiengeschichte oder die Flurnamenforschung, sondern auch — und das nicht zum geringsten — für die Geistesgeschichte von Bedeutung. Bei Kirschgarten läßt sich eigentlich, und zwar so deutlich wie selten, eine doppelte Periode unterscheiden. Die erste Periode war die Zeit von der Gründung im Anfang des 13. bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Es war die Zeit des Zisterzienser-Frauenklosters, gekennzeichnet durch einen auch anderwärts für Zisterzienserinnenklöster feststellbaren, überaus schnellen wirtschaftlichen Aufstieg — die

Frauenklöster der Zisterzienser waren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in ihrer ersten und intensivsten Entwicklung begriffen —, der dann schon Ende des 14. und noch mehr im beginnenden 15. Jahrhundert zu einem plötzlichen Zusammenbruch vieler solcher Frauenkonvente führte. Der Grund lag größtenteils darin, daß die Klöster in erster Linie als Versorgungsanstalten für den höheren und niederen Adel betrachtet wurden, was ein allmähliches wirtschaftliches Versagen herbeiführen mußte; aber auch darin, daß der erste Schwung und die ursprüngliche Begeisterung für das hohe Ideal, das der große hl. Bernhard geweckt hatte, allmählich verloren ging. Nur in den kleinen und armen Frauenklöstern, die unter Leitung des Dominikanerordens standen, konnte sich der innere Hochstand noch einige Zeit aufrecht erhalten. Mit dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts findet die Geschichte Kirschgartens als Zisterzienser-Nonnenkloster und damit als ausgesprochenes Wirtschaftskloster seinen Abschluß. Nach kurzer Unterbrechung begann für Kirschgarten eine neue Periode. Es war die Zeit der Augustinerchorherren aus der berühmten Windesheimer Kongregation, zugleich eine Zeit weniger des wirtschaftlichen Aufstiegs als vielmehr regster geistiger Tätigkeit, die sich vor allem in der Pflege der Schreibkunst und anderer edler Künste offenbarte. In Kirschgarten bestand in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine bedeutende Schreibschule, auf die bisher noch kaum ein Blick gelenkt wurde. Die gärenden Zeiten des Jahres 1525 machten dem blühenden Kloster leider ein Ende, zwar nicht durch unzufriedene Bauern, sondern durch unruhige Elemente aus der Stadt Worms selbst. Die Chorherren zogen sich zuerst in ihren Hof vom Rebstock in Worms, dann in das von ihnen seit einem halben Jahrhundert besiedelte ehemalige Frauenkloster Kleinfrankental zurück, bis auch dieses im Jahr 1564 aufgelöst wurde.

P. Weißenberger O. S. B.

Hofmeister, Philipp, Benediktiner der Abtei Neresheim: *Der Ordensrat*. Bonn-Röhrscheid 1937, X—117, RM 4.50 (Kanonistische Studien u. Texte Bd. 13).

Was das Domkapitel für den Bischof, das ist der Ordensrat für die Ordensobern. Die Wurzel aller Vorschriften über den Ordensrat ist das bereits in der Basilianer- und Benediktinerregel zitierte Wort des Ecclesiasticus 32, 24, bzw. Jesus Sirach 32, 19: „Ohne Rat tue nichts, so wirst du nach der Tat nichts zu bereuen haben.“ Während diese Weisung der Schrift im Codex iuris canonici für die Bischöfe eine reiche Ausgestaltung aufweist, ist dies für die Ordensobern weniger geschehen. Als Fälle, in denen der Ordensobere an den Rat oder die Zustimmung des Rates bzw. Kapitels gebunden ist, nennt der Codex: die Veräußerung von Vermögen, die Aufnahme neuer Mitglieder, die Erklärung über die ohne weiteres eintretende Entlassung der Mitglieder und den Erlaß eines Bücherverbots. Was man unter Rat bzw. Kapitel zu verstehen hat, gibt der Codex nicht an. Berücksichtigt man die Verfassung der Orden und die nach dem Inkrafttreten des Codex vom Heiligen Stuhl approbierten Konstitutionen, so hat man bei den eigenberechtigten Klöstern unter „Consilium“ den engeren Rat des Obern, unter „Capitulum“ dagegen die Versammlung aller stimmberechtigten Mitglieder zu verstehen; bei den zentralistisch verfaßten Ordensverbänden dagegen ist Capitulum das General- bzw. Provinzialkapitel, „Consilium“ aber der enge Rat des Generals, des Provinzials oder des Hausobern. Der Rat oder die Zustimmung des „Consilium“ ist ferner einzuholen bei Abfassung des Berichts über den Stand des Verbandes an den Heiligen Stuhl, bei der Ernennung des Ökonomen, wenn die Statuten darüber schweigen, bei der Anlegung der Mitgift der Nonnen, bei jeder Entlassung eines Professens mit zeitlichen Gelüben, bei der Entlassung eines Professens im Notfall und bei der Reservierung von Sünden. Diese mageren Vorschriften des Codex über den Rat durch das Recht der einzelnen Orden und Kongregationen und durch die Praxis der Römischen Kurie zu ergänzen, ist der Zweck der vorliegenden Abhandlung. In 8 Kapiteln untersucht der Verfasser den Rat bei den Schwarzen Benediktinern, den Weißen Mönchen, den Augustinern, den Franziskanern, den Karmelitern, den Regular-Klerikern, den Rat in den Kongregationen und in den orientalischen religiösen Genossenschaften. Die

Betrachtung des Rechts der einzelnen religiösen Genossenschaften zeigt eine so große Mannigfaltigkeit in der Kirche, daß hier fast das Wort am Platz ist: „Soviel Köpfe, soviel Sinn.“ Diese Verschiedenheit in der Berufung der Ratsmitglieder dürfte wohl der Grund gewesen sein, warum der Codex sich hütete, hier tieferegreifende Normen zu bieten. Sie beweist aber auch, daß die Weisung des Ecclesiasticus: „Ohne Rat tue nichts“ nicht bloß für das Diözesanrecht, sondern auch für das Ordensrecht einen großen Baum hat erwachsen lassen, auf dessen Blättern die einzelnen Gesetzesbestimmungen über den Rat stehen, die in der Kirche reichen Nutzen und Segen bringen. Dies in sorgfältiger Untersuchung gezeigt und den wenigen Kanones des Codex Blut und Leben verliehen zu haben, ist das Verdienst der vorliegenden Studie, das um so größer ist, als sich die bisherige Literatur noch nicht mit dem Ordensrat ex professo beschäftigt hat. Ihre wohlverdiente Aufnahme unter die Königerschen Kanonistischen Studien und Texte besagt nicht, daß sie etwa nur für Fachleute geschrieben sei. Sie ist bei aller Wissenschaftlichkeit so klar und allgemein interessierend gehalten, daß sie von allen gebildeten Ordensleuten mit großem Gewinn gelesen und darum den Ordensbibliotheken zur Anschaffung empfohlen werden kann.

H. Bleienstein S. J.

Felix de Olivola O. M. Cap.: *Um grande Brasileiro*. D. Frei Vital Maria Gonçalves de Oliveira, Bispo de Olinda. Recife (Pernambuco), Convento da Penha. 1937, 3. Aufl., 303 S., 8°, 7 Milreis.

Die einfache gute Biographie macht mit einem Bischof bekannt, der wohl ein bevorzugter Nationalheiliger Brasiliens werden wird. Dom Vital (1844—1878) starb mit 33³/₄ Jahren in Paris, wahrscheinlich an Vergiftung, im 7. Jahre seines Bischofsamtes. Mit ihm beginnt in der Kirchengeschichte seines Vaterlandes ein neues Leben. Namentlich seit Pombal waren von Europa die glaubenstötenden Krankheiten des Gallikanismus, Staatskirchentums, der Aufklärung usw. eingedrungen und hatten die werdende brasilianische Kirche innerlich gelähmt und äußerlich niedergehalten. Der von der freimaurerischen Regierung vorgeschlagene 27jährige Bischof brachte nun mit wunderbarer Klarheit, Klugheit und Bereitschaft zu allen Folgen die Normen des wahren Glaubens in Anwendung. Nach einem Jahr schon war er dafür von der gleichen Regierung zu Festungshaft verurteilt. Bischöfe, Geistliche und Volk hatten aber jetzt den aufrechten christlichen Bischof gesehen, den „Atanasio brasileiro“. Der Bann war gebrochen. Das Glaubensbewußtsein wurde wach und brachte die notwendige Scheidung in wahre und Freimaurerkatholiken, in Sachen des kirchlichen und staatlichen Rechts.

Dom Vitals Handlungsweise entsprang nicht jugendlichem Temperament, sondern klarem innerlichen bischöflichen Pflichtbewußtsein. Er hatte nie eine solche Rolle erstrebt, war vielmehr in Frankreich Kapuziner geworden und trotz großer Schwierigkeiten geblieben. Als ihm der Novizenmeister am Schluß des Noviziates sagte, er werde kaum zu etwas dienlich sein, antwortete er: „Ich kam nicht, um berühmt zu werden durch Arbeiten, zu denen Gott mich nicht bestimmt hat, sondern zur Ehre Gottes und zum Heil meiner Seele . . . Ich hoffe, daß unser Herr Erbarmen mit mir haben wird bis zum Ende“. Über dieser lauter beibehaltenen Grundhaltung erwuchs mit Gottes Führung sein weiteres heiliges Leben und seine geschichtliche Leistung.

Fritz Laufer S. J.

Meier, Josef: *Christusgemeinschaft*. Dogmatische Erwägungen zur Förderung und Vertiefung des katholischen Lebens und Apostolates. Zug, Rex-Verl. 1936, 99, Gr.-8°, RM 1.80.

Das vorliegende Büchlein ist aus dem Bedürfnis erwachsen, nicht theologisch gebildeten Laienaposteln unserer katholischen Vereinigungen einen tieferen Einblick zu gewähren in die Geheimnisse der Christusgemeinschaft, in welche alle Christen durch die Taufe eintreten. Wir haben über dieses zentrale Thema unseres Glaubens eine prachtvolle

neure theologische Literatur, die aber zu umfangreich und zu schwer ist, als daß sie einer großen Zahl Laien zugänglich gemacht und als Grundlage zu religiösen Aussprüchen, zu Heimabenden und Studienzirkeln verwendet werden könnte. Darum hat der Verfasser diesen kleinen Versuch gewagt, in leichtfaßlichen Artikeln mit zahlreichen Zwischentiteln und einer möglichst von theologischen Fachausdrücken unbeschwertem Sprache den geistig regsamen Laien einen Blick zu geben in die Wunderwelt unseres heiligen katholischen Glaubens, ihren Blick zu schärfen für das Wesentliche, für die Wirksamkeit und den überragenden Wert der Christusgnade. Der Verfasser weiß aus vielseitiger Erfahrung, daß in unserer katholischen Jugend beiderlei Geschlechtes und in den Gruppen der Katholischen Aktion, wie etwa der Ignatianische Männerbund oder die Kongregationen sie darstellen, die besten und führenden Laien einen Hunger der Seele nach tieferer Erkenntnis der Geheimnisse Christi verspüren. Je mehr wir unseren Glauben in seiner Größe erkennen und uns der Gliedschaft am Leibe Christi in heiliger Christenfreude bewußt werden, um so größer wird auch die nach außen strahlende Kraft der katholischen Bewegung werden. Mögen zu solch erhabenem Ziele diese Blätter einen bescheidenen Beitrag leisten.

J. Meier.

Herman, Bruder Laurentius O. C. D.: *Der Wandel vor Gott*. Gespräche und Briefe über die Vergegenwärtigung Gottes im praktischen Leben. Aus dem Englischen übertragen von Joh. Dierkes. Pa, Junfermannsche Verlagsbuchhandl. 1937, 62, 8^o, RM 1.—.

Dieses Büchlein enthält die Gespräche und Briefe von Bruder Laurentius. Als Nicolas Herman in Hermetuil in Lothringen um 1610 geboren, war er von geringer Herkunft und unbeholfen. Nachdem er Soldat und darauf Diener bei einem Edelmann gewesen war, trat er gegen 1666 in Paris als Laienbruder in das Kloster der Unbeschuhten Karmeliter ein, wo er den Dienst in der Küche versorgte. Später wurde er unter dem Namen eines Bruders Laurentius bekannt. Er starb im Februar 1691 im hohen Alter von 80 Jahren als Diener Christi nach einem Leben in Gott, wovon seine Gespräche und Briefe Zeugnis ablegen. Diese Gespräche und Briefe gab der Vikar des Erzbischofs von Paris, M. Beaufort, auf Veranlassung seines bischöflichen Herrn, des Kardinals de Noailles, ein Jahr nach dem Tode des Bruders 1692 heraus und schrieb dem Werkchen ein Geleitwort, das wir gleichfalls zu einem Teil bringen. Die Gespräche und Briefe des Dieners Gottes bedürfen in unseren Tagen keines weiteren einführenden Wortes. Man muß sie lesen, bis man in Sammlung und Andacht kommt, und man erkennt den Gottesfreund in dem einfachen, unbeholfenen Bruder so stark und so unmittelbar, daß man nicht weiß, was größer in ihm war: das Brennen seines Seelgrundes im Gottfeuer der Liebe oder das Schauen seines Herzens in die goldene Lichtglut Gottes. Christus will mit dem Menschen verkehren, „wie ein Mann spricht mit seinem Freunde“, hat einmal ein Gottesmann unserer Zeit gesagt, das wundervolle Wort vom Gespräch Gottes mit Moses darauf anwendend. Von solchem Verkehr des Menschen mit Gott reden Bruder Laurentius' Gespräche und Briefe in ihrer stillen und ergreifenden Kraft. Sie wollen — zu ihrem Teil — diesem oder jenem Menschen von heute helfen, dem starken Ausdruck des Lebens, das sich ans Äußere verliert und den Menschen dauernd gefährdet, eine noch stärkere Innenkraft entgegenzustellen.

Johannes Dierkes.

„Zeitschrift für Aszese und Mystik.“ Herausgeber und Schriftleiter Heinrich Bleienstein S. J., München 2 M., Neuhauserstraße 47. Herausgeber für Österreich: Alois Ersin S. J., Wien 1/10, Universitätsplatz 1. Druck und Verlag: Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck. Verwaltung: Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck und für Deutschland: München, Theresienstraße 35. Mit kirchlicher Druckerlaubnis.